

(Nachdruck verboten.)

Der Kaskl vom Hollerbräu.

39) Roman von R. von Seydlitz.

Agathe starrte auch träumend hinab. Sie erkannte sie wohl, die alte Steinbank da unten; sie fühlte es warm und wirr herausfliegen, wie verwehte Spuren jener alten Gefänge, jener gestüßerten Worte da unten. Aber dann schauderte sie zusammen — denn danach, wenn sie weiter dachte, danach kam jener plötzlich erfasste Entschluß, ihr „Glück“ zu machen. Ihr Glück!? O, sie hätte bitter aufschluchzen mögen!

Wie so ruhig, ehrlich und gerecht, — wie so anders war seitdem wohl sein Leben verlaufen! Und sie? Nun, sie hatte wohl schwer bereut. Begraben wie in jene finsternen Schatten da unten lag ihr ganzes Leben seitdem.

Vom ersten Tage an hatte sie den Mann mißachten müssen, dem sie gefolgt war. Sie hatte ihn Jahre lang zu erhalten vermocht, bis er endlich dahin gesunken war, wohin sein Wesen ihn führen mußte, ins Zuchthaus. Er war tot, mehr als tot für sie.

Aber diese Freiheit war ihr zur Qual! Denn sorgsam hatte sie das traurige Ende des Manns vor aller Welt geheim gehalten, um der Schmach zu entgehen, die er ihr, Gott sei dank in einem fernen Land, bereitet.

Und nun? —

Neben ihr der, dem ihr Herz gehört hatte, so lange sie ihn gesehen! Neben ihr, dicht neben ihr! Und da unten im Finstern die Bank! Wie finster es da auch war, — wie war das doch der hellste, sonnigste Fleck in ihrem Leben!

Die Bank! Beide sahen hinab in den Winkel; und plötzlich, als wüßten sie's von einander, als hätte es eines, als hätten beide es gesagt — wandten sie sich einander zu. „Welt? Da unten die Bank?!“ sagte er lächelnd, mit leisem Ton.

Sie senkte heftig auf, — warf noch einen Blick hinab — und wandte dann ihren Kopf ab.

Aber da kamen seine Hände und suchten die ihren.

„Agerl“, raunte er leise, — so wie er sie ehemals genannt.

Und da war's ihr zuviel, sie vergaß, daß ihre beiden schwarzen Gestalten sich gegen den verglühenden Abendhimmel abhoben, sie vergaß Jahre, Zeit und alles —

Sie lehnte sich an ihn und brach in ungebändigtes, lautes, klagendes Schluchzen aus.

Und er griff sie mit festem Arm und hielt sie stark und ernst in seinen Händen. Er hielt sie und er wollte sie halten! Keine Macht der Welt konnte ihm das geliebte Herz vom Busen reißen! „Und wenn der Himmel einbricht, Dich halte ich, Dich hege ich, Dich liebe ich, Du mein Herz, Du mein Weib!“

— Gesagt hatte er das nicht. Aber seine mächtige Empfindung strömte auf sie über und sie verstand ihn wohl. Sie wußte jetzt, daß ihr endlich die Sonne des Glücks aufging, sie sank ihm noch haltloser an die Brust; sie ging unter in der endlichen Erlösung, sie hatte nun ihre Heimat gefunden.

Und beide blieben lange so, fest und wie auf ewig aneinander geschmiegt. Und über sie her brauste der Wind stärker und kälter, und tiefere Nacht sank über sie herab.

Endlich schauerte sie zusammen in der Kühle, und er raffte sich auf: „Komm!“

„Ja, es wird spät — o Gott und die Leute!“

Mit einem Male durchfuhr sie der Gedanke an die Gesellschaft, aus der sie sich — vor wie viel Zeit wohl schon! — fortgemacht. — Und so schnell es die Dunkelheit erlaubte, fanden sie ihren Rückweg — über die Gerstenböden, die eisernen Treppen hinab, er voran, sie mit einer Hand auf seiner Schulter, Stufe für Stufe in der Finsternis hinab-tastend.

Endlich waren sie im Hof und traten ins Vorderhaus. Dort an der Treppe zu den Wohnungen, zauderten sie noch einmal in Verwirrung.

Aber er griff wieder ihre Hand und sagte ermutigend: „Komm nur!“

Sie behte vor der Rückkehr in die Gesellschaft. Aber er hatte den Fuß schon auf der Treppe und nickte ihr Mut zu. Da ging sie auch mit ihm. —

Oben gab's, beim Eintritt, ein sonderbares Schweigen. Die beiden merkten, daß ihr langes Ausbleiben besprochen war. Frau Kofberger setzte aber den Wein und eine Torte auf den Tisch und begann durch gemüthliches Geschwätz den Vorfall vergessen zu machen.

Anders ihr Mann. Er war schon geärgert, daß der Tarock hatte ruhen müssen (denn der Assistent hocte im Winkel mit der Seiningen und war nicht an den Spieltisch zu bewegen gewesen). — und noch mehr beunruhigt durch das lange Ausbleiben mit der Frau Haas.

„Einfach, eine Intrigantin. Obacht geben, daß Hegebart ihr nicht ins Netz geht. Das mit Bivi Ebelein muß beschleunigt werden.“ So dachte Kofberger.

Es war seltsam, der Nachfolger Ringelmanns im Comptoir war auch der Nachfolger in den Sorgen um den Kaskl. Dieser Kaskl, er verführte geradezu zum „Vemuttern“; wer's mit ihm gut meinte, wurde unwillkürlich zum sorgenden Schutzgeist! Ein wunderlicher Nest finblich-naiver Hülfslosigkeit steckte in dem starken, großen, arbeitsamen Menschen. Man konnte nicht anders, man mußte ihm helfen!

Die Gesellschaft brach zu später Stunde auf, und Agathe war unter den ersten, die verschwanden, so daß Kaskl sich kaum recht verabschieden konnte. Dann ging er noch ein wenig im Sudhaus nachsehen und dann zur Ruhe. Aber die Ruhe kam nicht zu ihm.

Am nächsten Morgen gleich machte Kofberger sich seinen Plan zurecht. Es war ganz einfach: zuerst mußte er seine Frau gehörig über die unstatthafte Konnivenz aufklären, dann war zu versuchen, ob Frau Haas nicht aus der Stadt zu bringen war — ohne daß sie es merkte, daß man sie schob, — dann mußte Direktor Haslinger ernstlich für den Plan der Heirat mit Bivi Ebelein erwärmt werden, und dieser mußte — oder seine Frau sollte bei Mutter Ebelein das Terrain sondieren.

Denn so ging's nicht weiter!

Schon am Abend hatte Frau Kofberger nach dem Weggang der Gäste über diese mit ihrem Manne allerlei gesprochen und dabei auch Agathe, „das herzige Agerl, so interessant!“ erwähnt. Kofberger hätte da gleich angreifen sollen. Aber er wußte aus Erfahrung, daß das Gespräch bis in die Nacht gedauert hätte, und er liebte zu bestimmter Stunde die Nachtruhe.

Gleich am Morgen kam er auch nicht dazu, und so ließ er's bis nach Tisch. Während er noch am letzten Bissen kaute, griff er denn auch ohne Zögern an.

„Du, Frau, das vom Hegebart gestern hat mir gar wenig gefallen.“

„Was denn?“ machte sie, — und wußte doch genau, was gemeint sei. Immer überlassen Frauen die Feststellung des Streitpunkts den andren, den Männern also.

„Na, was werd' ich meinen? — Treibt sich mit dieser Frau da eine Stund' lang in der ganzen Brauerei herum und laßt uns sitzen. Gättst ihn auch nicht grad animieren müssen.“

„Ja, um Gottswillen, was is denn nacher? Wenn die Frau die Brauerei seh'n will —“

„Is scho recht. Seh'n will! — Kennst 's besser wie Du. Is ja Spülmagd gewesen drunt in der Wirtschaft.“

„So, wenn f' Der net recht is, die Spülmagd, zu was hast denn nacher zug'lassen, daß i d' Spülmagd einlad'?“

„War auch net grad nötig. — Gab's aber net wissen können, daß sie sich so benehmen wird. Aber lassen wir das Frauenzimmer. Mir is 's nur um 'n Bräumeister.“

„Was fürcht'st denn für den?“ fragte sie lachend. „Meinst, er heira't sie? Du red'st alleweil, als wenn er Dei' Sohn wär, oder als wenn D' selber a Tochter hätt'st, die er heiraten sollt.“

„Hab' auch eine für ihn, wenn's auch net grad mei' eigne Tochter is.“

Jetzt riß sie die Augen auf! Ihr Mann gab sich auf einmal mit Plänen ab, wie es sonst nur Weiberbrauch ist. — Sie fragte hastig, interessiert und dringend. Aber ihm fiel's

nicht weiter ein, ohne weiteres die Karten zu zeigen. „Gelt, das müchst' wissen? — Ja, Schnecken. Ercht versprich mer, das D' mit mir haltst, und 'm Hegebart die Frau Haas verleid'st, nachher — sag i Der's — vielleicht!“ sekte er schlaun hinzu.

Aber das war nicht in ihrer Art. Dazu war sie ein zu romantisch empfindendes Weib! Sie hatte die ganze Nacht von dem Liebesglück der zwei phantasiert, denn Glück hatte sie gestiftet, und worüber sie wie ein Engel die segnende Hand halten wollte. Die armen zwei Herzen so hintergehen — nein! Teufelische Bosheit gegen unschuldige, romantisch verliebte Leute? — Nein!

„Außerdem“, schloß sie einen beredten Erguß. „— so sag's ihm doch selber, dem Bräumeister!“

„Freilich, daß er erst recht dickköpfig wird!“ entgegnete Rößberger lachend. „Meinst, ich kenn den net; und so san's alle.“

Das gab die Frau zu, — für sie und ihr „romantisches“ Interesse an der Sache war das ja geradezu eine Hoffnung.

„Nein, vor allem, der Hegebart selber darf nit wissen von dem, was ich will!“ rief Rößberger, ausstehend und nach der Cigarre greifend.

Aber da sie gerade antworten wollte, schellte es an der Gangthür, und die Magd öffnete die Thür des Zimmers; — niemand andrer trat herein, als Hegebart selber.

Und was das Erstaunliche war, er hatte seine besten schwarzen Sachen an und war zum Ausgehen gerüstet.

Rößberger sah ihn mit einem bedauernden Blick an, denn er ahnte instinktiv, wohin der Bräumeister wollte; sah ihn an, erwiderte kaum „Grüß Gott“, und kratzte sich mit langem Zeigefinger seitwärts am Halse.

Bei all seinen Plänen, die er seit gestern geschmiedet, hatte er eins ausgelassen, — weiß nicht, ob vergessen, — nämlich die Aktion gegen Kasfl selbst. Und nun kam der hereingeschneit, wo er ihn gar nicht brauchen konnte. — Das konnte gut werden!

„ß Gott, Frau Rößberger,“ grüßte Kasfl, „ß Gott, Rößberger. Wann's recht wär, i bin bereit; weil E' ja doch auswärts zu thun ham, wie E' g'sagt ham . . . Vielleicht gang i a Stück mit . . . vielleicht daß mir 'n gleichen Weg hätt'n?“

— Jetzt, das fängt gut an, dachte der Verwalter. Holla, da heißt's flott sein; die beiden sind weiter als ich dachte. — „Ja, wo wollt's denn hin?“

„Na ja,“ sagte die Frau, innerlich im höchsten Triumph, „g'sagt hab i gestern, daß i na'm Essen fort muß. Weißt, i muß bei die Stanghuberischen nachschauen, was die Zwillinge machen; und das muß der Herr Bräumeister g'hört ham, — net?“ wandte sie sich an diesen.

Hegebart bestätigte lebhaft, seine anfängliche Bekommenheit wich. Die Frau war ihm sicher, das sah er. Weiß Gott woraus, hatte er aber ebenso schnell weg, daß der Mann ihm widerstreben würde.

Ein paar Worte fielen so hin und her, und Frau Rößberger ging, sich anzukleiden.

Die beiden Männer setzten sich. Rößberger holte einen Enzian; und Cigarren.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wenn die Götter uns gnädig sind, wird Berlin in Kürze endlich wieder einmal Gelegenheit zur Entwicklung höherer und höchster Geisteskräfte haben: Er wird kommen! Er ist natürlich einstweilen noch nicht Waldsee, sondern vielmehr, so lange es dauert, ausschließlich Seine Majestät der König Edward von England, oberster Herr von, über und namentlich unter Transvaal. Da seit Menschen-gedenken kein König von England in Berlin gewesen ist, schon deshalb nicht, weil es keinen gab, so wird das erlauchte Vorkommnis mit besonderem Aufwand von Geld, Fahnen, Glühlampen und Beglückung gefeiert werden.

Obwohl es nun noch nicht ganz sicher ist, ob Er kommt — die schwarzen und die weißen Lose ruhen vorläufig noch im Schoße der Weltlage — so hat sich doch der Berliner Magistrat vorforlich auf alle Fälle eingerichtet, eine Eventualvorlage ausgearbeitet und sie der Stadtverordneten-Versammlung zur Eventualannahme unterbreitet. Der Magistratsentwurf fordert:

1. 100 000 M. für Ausschmückung und Illumination der Stadt.
2. 20 000 M. für Veranstaltung von Galavorstellungen — bei

aufgehobener Censur — im Apollo-Theater, Wintergarten, Rudapieser Poffen- und Residenz-Theater.

3. 14 000 M. für Herstellung und Verteilung einer Zeitschrift über das Leben König Edwards an die Schillerinnen höherer Mädchenschulen, Pensionate etc.

4. 50 000 M. zur Anwerbung begabter Hochrufer.

5. Unter dem Namen König Edward-Stiftung soll eine Unterstützungskasse für unverschuldet in Not geratene gekrönte Häupter gegründet werden. Die Stadt soll hierfür 3000 M. hergeben.

In der am letzten Donnerstag der öffentlichen Sitzung folgenden Beschlusse der Berliner Stadtverordneten wurde bereits über den Magistratsantrag beraten und Beschluß gefaßt. Die Sitzung nahm den folgenden Verlauf:

Oberbürgermeister Kirchner: Meine Herren! Die Vorlage, die wir Ihnen unterbreiten, bedarf keiner Begründung. (Sehr richtig!) Sie empfiehlt sich durch sich selber. Bemerken will ich nur, daß sie unter der Voraussetzung gemacht worden ist, daß wir die Ehre haben werden, Se. Majestät den König Edward von England in unierer Mitte begrüßen zu können. Sollte uns der Schmerz bereitet werden, daß Se. Majestät nicht kommt, so wird die Vorlage unglücklich. Was die Kosten anlangt, so haben wir uns auf das bescheidenste Maß beschränkt. Ganz genaue Aufstellungen konnten in der Eile der Zeit nicht gemacht werden; sollten sich also Staatsüberreitungen als notwendig herausstellen, so werden wir mit Nachforderungen kommen. (Aha! bei den Socialdemokraten. Stadtv. Monnsen ruft dreimal laut: Bravo! Große Heiterkeit.) Im einzelnen wäre noch erläuternd hinzuzufügen, daß die Aufhebung der Censur für die von uns geplanten Festvorstellungen deshalb als geboten erscheint, weil König Edward, als Herrscher eines freien Volks, eine freie Sprache liebt. (Lebhafte Zustimmung.) Meine Herren! Wir würden uns vor uns selbst schämen müssen, wenn an solchem Tage nicht der komiker Reutter schmunzeln kann wie er will; wir müssen also für diesen Tag sozusagen völlig Wadenfreiheit proklamieren. (Stürmische Zustimmung.) Das sind wir uns als Männer schuldig! (Bravo!) Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß unsere Anregung diesmal bei dem Herrn Polizeipräsidenten auf volles Verständnis gestoßen ist. Ferner hat der Herr Polizeipräsident auch zugesagt, daß an dem Tage die Polizeistunde für Ballsäle und ähnliche Lokale aufgehoben wird. M. H., das sind wir dem großen Herrscher eines mächtigen, befreunden Volks unbedingt schuldig. (Bravo!) Erwähnen will ich noch, daß es uns mit vieler Mühe gelungen ist, die fünf Geschwister Barrison (Hört! hört!) zu gewinnen, damit sie unsrem hohen Gast an Brandenburger Thor Blumen mit einer poetischen Ansprache überreichen. (Gr. Beifall.) M. H., als Landsmänninnen sind die Damen dazu ganz besonders befähigt. (Sehr richtig!) Meine Herren! Es handelt sich nicht um eine höfische, byzantinische Kundgebung. (Bravo!) Wir wollen vielmehr unsrer Mannespflicht und einem aus dem Innersten des Volksgemüths stammenden patriotischen Bedürfnis frei und unabhängig nach oben wie nach unten genügen. Das englische Volk ist uns stammverwandt. (Sehr richtig! Ruf: Voeren!) Man ruft mir Voeren entgegen. Ja, auch die Voeren sind uns stammverwandt, aber durch die größere geographische Entfernung ist doch dieses Gefühl der Zugehörigkeit ein wenig verdünnt. (Bravo!) Es ist nicht nur die innige Freundschaft, die uns mit dem englischen Volk verbindet, es gilt auch Se. Majestät den König Edward zu ehren. M. H. König Edward gehört unbesritten zu den sympathischsten Erscheinungen auf Thronen. Seit seiner kurzen Regierungszeit hat sich bereits, wie allgemein anerkannt wird, der Wohlstand, die Sittlichkeit, die Kunst und die Wissenschaft Englands bedeutend gehoben. Indem wir den König Edward würdig aufnehmen, dienen wir dem Weltfrieden, der Kultur, der Menschheit und nicht zum wenigsten den idealen und materiellen Interessen Berlins. Nehmen Sie unsre Vorlage möglichst einstimmig an. (Stürmischer Beifall.)

Stadthagen: Wir erheben den entschiedensten Protest dagegen, daß schon wieder aus den Steuergroßchen des Volks Mittel für höfische Demonstrationen veranstaltet werden. (Unruhe.) Ich behaupte gegenüber dem Oberbürgermeister, daß die großen Erfolge und Fortschritte, die das englische Volk seit 500 Jahren errungen hat, nicht durch den König Edward herbeigeführt sind. (Unruhe, Widerspruch. Rufe: Unerhört!)

Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Langerhans: Ich bitte den Redner, sich zu mäßigen.

Stadthagen (fortfahrend): Zum Beweise will ich Ihnen aus dem Leben Edwards VII. folgende Thatfachen vortragen (Ungeheurer Lärm, in dem die weiteren Ausführungen des Redners unverständlich bleiben). . . Meine Herren, ich habe Ihnen also bewiesen (Rufe: Schluß, Schluß!), daß, wenn Edward VII. etwas gutes getan haben sollte, dies nur darin bestanden haben kann, was er unterlassen hat. Er hat aber nichts, gar nichts unterlassen. (Sehr gut! bei den Socialdemokraten. Heftiger Widerspruch bei den übrigen.) Heute wollen Sie die Steuermittel des Volks (Unruhe) für derartige byzantinische . . .

Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Langerhans: Ich bitte den Redner, keine Fremdwörter zu gebrauchen. Das ist, so viel ich weiß, in der socialdemokratischen Presse allgemeine Vorschrift. (Heiterkeit.)

Stadthagen (fortfahrend): für derartige unqualifizierte . . . Stadtverordneten-Vorsteher Langerhans: Das ist wieder ein Fremdwort.

Kleines Revueletou.

Stadthagen: für verwerfliche Demonstrationen . . .
Stadtvorordneten-Vorsteher Langerhaus: Ich ersuche den Redner, dafür Ausgebungen sagen zu wollen.

Stadthagen (fortfahrend): Heute geben Sie ungeheure Summen für solche Ausgebungen aus. Wenn aber Edward VII., als er noch Prinz von Wales war, vor 5 Jahren nach Berlin gekommen wäre, so hätten Sie nicht 50 000 M. für Beschaffung von Hochrufern, sondern für Anlauf von Pfeifen und angestohlenen Obst beantragt. (Lebhafter Widerspruch.) Heute ist der Wind umgeschlagen und so lassen Sie auch nun einen andren Wind streichen. (Lärm. Rufe: Unverschämtheit.)

Stadtvorordneten-Vorsteher Langerhaus: Ich nehme an, daß sich der Redner bei dem letzten Ausdruck nichts gedacht hat. (Heiterkeit.)

Stadthagen (fortfahrend): Von der ganzen Vorlage habe ich höchstens gegen die Barrisons nichts einzuwenden, aber die sind in der Vorlage nicht enthalten. Meine Fraktion wird höchstens über den 5. Punkt mit sich reden lassen. (Ruf: Sie maufern sich!) Die Socialdemokratie tritt für alle Kollektenden ein, auch wenn sie Kronen ins Pfandhaus bringen müssen. Doch entspricht die für diesen Zweck geforderte Summe nicht der hohen Aufgabe. 3000 M. sind lächerlich wenig. Das ist ein Tropfen auf einen heißen Edelstein. Damit läßt sich gar nichts ausrichten. Sie können Edward VII. nicht schlummer beleidigen, als durch die Forderung einer so geringen Summe. (Widerpruch.) Wenn man sieht, mit welchen Vorlagen uns unser Magistrat belästigt (Lärm), so gewinnt man beinahe Verständnis für den deutsch-sinesischen (haligorischen) Imperativ: Köpfe Mandarim! (Unruhe.) Es scheint, als ob man in China seinen Vorgesetzten über die Handlungen deutscher Mandarine ausläßt. (Rufe: Zur Sache! Zur Sache!) Ist das etwa keine Sache? (Große Heiterkeit.) Meine Herren! Wenn Sie etwas Nützliches thun wollen, so schicken Sie die geforderte Summe nach Transvaal und laden Sie am Tage der Ankunft Edwards VII. den Präsidenten Krüger zu einer würdigen ersten Ehrenfeier ins rote Haus ein. (Großer Beifall und heftiges Gischen.)

Hugo Sachs: In seiner bekantem Art, zu überleben, hat der Vorredner behauptet, die 500-jährige Entwicklung Englands sei ohne König Edward denkbar. Das ist grundfalsch, jeder weiß, daß das Gegenteil der Fall ist. (Sehr richtig.) Ich stelle das einfach fest. Ebenso falsch ist der Vorwurf des Byzantinismus. Er läßt uns völlig kalt. Wir handeln als freigesinnte Männer, gemäß unserer unbeflecklichen Ueberzeugung. Wenn wir den Magistratsvorschlag durchaus billigen, so besiegeln wir damit die Freundschaft zwischen den beiden wichtigsten Kulturvölkern. Die Sympathie des Kollegen Stadthagen für die Boeren, die doch Agrarier sind, setzt mich in Erstaunen. (Sehr richtig.) Sein Vorschlag, die Boeren zu unterstützen und den Präsidenten a. D. Krüger zu feiern ist nicht nur eine unzulässige politische Demonstration (sehr richtig), sondern wäre auch ein äußerst verhängnisvoller Neutralitätsbruch. Meine Herren! Seien wir uns unsrer Pflichten bewußt und stimmen wir für die Vorlage. (Beifall.)

Dr. Preuß: Die historischen Exkurse des Kollegen Stadthagen stimmen mit der Geschichte nicht überein. Erfreulich war das Zugeständnis des Kollegen, daß es auch nockleidende Fürsten giebt. Ich sehe darin einen neuen Beweis, daß die Socialdemokratie ihre revolutionären Utopien mehr und mehr aufgibt. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich jene Aeußerung des Kollegen Stadthagen bereits auf den Einfluß des gegenwärtig in Berlin weilenden Eduard Bernstein zurückführe. (Sehr richtig!) Im allgemeinen sind wir keine Freunde derartiger Veranstaltungen. Indessen, es liegt ein wertvolles Moment darin, das für das deutsch-englische Verhältnis von großer Wichtigkeit ist. Darum sind wir mit der Vorlage einverstanden. Gegen die Höhe der Forderungen haben wir im einzelnen Bedenken. Wir müssen auch die Interessen der Steuerzahler wahren. Wir werden in der Kommission, die ich beantrage, zu prüfen haben, ob wir nicht 25 oder 50 Mark an den einzelnen Posten absetzen können. Ganz entschieden bin ich gegen jede Nachtragsforderung, die wir, wenn sie aber doch kommen sollte, selbstverständlich bewilligen müssen. (Bravo.)

Prezel: Ich sage: Nieder mit der Engländerei! Die Engländerei ist eine Erfindung der Juden. Transvaal ist ein Ritualmord im großen. (Unruhe.) Der Kollege Stadthagen ist aber nur darum für den Präsidenten Krüger und gegen England, weil Transvaal eine Republik und England eine Monarchie ist. M. S. Wir Antisemiten fühlen aber monarchisch bis in die Knochen. Darum werden wir für die Ehrung stimmen und die Vorlage bewilligen. Nieder mit der Engländerei! Eine Ausschußberatung ist überflüssig. Ich beantrage die en bloc-Aannahme. (Beifall beim Stadtvorordneten Ulrich.)

Stadthagen: Ich will nur noch konstatieren . . . (Stürmische Unterbrechungen. Lärm, Rufe: Schluß! Schluß!)

Stadtvorordneten-Vorsteher Langerhaus: Die Versammlung ist es satt, sich von Ihnen beleidigen zu lassen. Ich entziehe Ihnen das Wort. (Bravo! Handclatschen.)

Die Socialdemokraten verlassen demonstrativ den Saal.

Darauf wird die Ausschußberatung abgelehnt und die Vorlage einstimmig angenommen.

Mit einem dreimaligen begeisterten Hoch auf King Edward schließt die Sitzung. Die Mitglieder singen beim Hinausgehen: God save the king. Diejenigen, die der englischen Sprache nicht vollständig mächtig sind, stimmen zur Melodie den Text: linger, longer, lo. — J. o. c.

th. Kleine Betrüger. Er hatte sich in die änderste Ecke gedrückt; zu den großen Erbsenfad gelehnt, wartete er geduldig auf den Augenblick, wo die andren den Laden verlassen würden. Der ganze Raum vor dem Ladentisch stand gedrängt voll. Es war Sonnabendabend, die Zeit, wo die Frauen kamen, um ihre Einkäufe für die Woche zu machen. Sie machten große Einkäufe heut; es ging immer pfundweise. Der Kaufmann wußte kaum, was zuerst angreifen. Er sprang vom Zucker zum Kaffee, vom Kaffee zum Butterpfund. Mit begehrlischen Blicken sah der Junge auf all' die guten Dinge, die da in die Körbe und Taschen der Käuferinnen wanderten. Vier und Vadobst, und Konserven und Butter. Die kleine dicke Frau mit dem Umschlagetuch forderte sogar Honig — eine ganze Kasse voll. Ach Honig! Wer daran mal lecken dürfte! — Und seine Augen wurden immer größer.

Neue Käuferinnen kamen herein, er wartete immer noch, be nahm ihn eine von den Frauen plötzlich an den Schultern und schof ihn vor: „Na nu, jeben Se doch man dem Kleenen erst, der wart ja schon so lange.“

„Ach, die Jungens haben gesunde Beine, die können stehen.“ Der Kaufmann, der eben ein Pfund Mehl abwog, lachte, dann fragte er aber doch: „Was soll's denn sein?“

Der Junge zögerte etwas: „Ich . . . ich . . . ich wollte man fragen, ob . . . ob Se nich Scheuerrohr kaufen möchten, ich . . .“

„Ach Gott, Junge, mach, daß Du rauskommst! Einen hier mit so 'n Quark zu stören, und noch dazu am Sonnabend.“ Der Kaufmann zog ein wütendes Gesicht.

„Ich . . . ich . . .“ Er war ganz in sich zusammengesunken vor Schred, es fiel ihm ein, daß er eigentlich noch gar nichts verkauft hatte heute, daß die Mutter zu Haus auf Geld wartete. „Ach, bitte, nehmen Sie doch . . . ich . . .“

„Naus!“ schrie der Kaufmann, „nicht zu machen!“

„Aber geben Sie doch dem armen Jungen was!“ Die Frau, die ihn vorgeschoben, hielt ihn am Arm fest. „Komm' mal her Kleener, so, steck ein. See, behalt man Dein Zeug. Ich will nichts, na, jeben Sie ihm man auch 'n Sechser!“

Sie sah den Kaufmann bittend an. Der hantierte ruhig weiter: „See nie, lauf man.“

Der Junge warf der Frau einen dankbaren Blick zu, dann tief er rasch aus dem Laden. Der Kaufmann sah ihn nach und lachte auf: „Na, da dümt' man viel Geld ausgeben, wenn man denen allen was abtaufen wollte. Alle Nasen lang ist einer da.“

„Ja, das ist aber auch wahr“, sagte eine andre der Käuferinnen: „Bei uns klingeln sie auch immerzu, es ist ungläublich, wie viel Kinder jetzt auf den Handel gehen; heute fröhlich man erst solch 'ne Kleine, aber wirklich, solch 'ne Kleine.“ Sie zeigte etwas über Knieföhe.

„'n Ende Würsch hätten Sie ihm wohl geben können“, sagte die alte Frau. „So'n armer Bengel, das läuft nu rum in Wind und Wetter und will 'n paar Groschen verdienen, und wenn er nach Hause kommt und hat nicht, kriegt er womöglich Schelte.“

„Ach Gott, glauben Se doch man sowas nicht!“

Der Kaufmann lachte wieder. „Die Jöhren, das sind alles Betrüger. Hier kommen se her und spekulieren aufs Mitleid, und wenn man ihnen was giebt, vernaschen se 's.“

„Alle aber auch nicht“, sagte ein junges Mädchen. „Es giebt auch viele, die brauchen's für zu Hause. Bei uns auf 'n Hof gehen auch 'n paar Kinder handeln, die thun's aber wirklich nur, weil's zu Haus Matthaä am letzten ist.“

„Ach ja, 's Elend is groß bei die armen Leute, und gerade jetzt, wo der Winter so hart ist.“ Die Frau, welche vorher Honig gefordert, nickte nachdenklich.

„Na ja, bei vielen gewiß, stimmt ja!“ Der Kaufmann wollte der Kundin nicht widersprechen und so gab er klein bei. „'s sind aber doch Betrüger drunter, und die allermeisten sind Betrüger. Sehen Sie, da kam vorgestern auch einer und lamentierte, ich hab ihm auch für 'n Sechser abgekauft — auch Scheuerrohr — am Nachmittag treff ich'n drüben auf der Eisbahn. Na nu seh'n Se — Schwindler sind se, man muß keinen was geben.“

„Ne, denn geb' ich schon mal lieber einem was, der schwindelt, als daß ich einen laufen lasse, der's braucht.“ sagte die alte Frau.

„See, das is nicht richtig“ — ihre Nachbarin schüttelte den Kopf, „nee, da hat Herr Richter recht. Damit bestärkt man die Wäßer bloß, ich geb' auch keinem was, fällt mir gar nicht ein — nicht 'n Pfennig.“ „Na nicht wahr, Frau Bürger?“ Der Kaufmann machte ein triumphierendes Gesicht. Die reiche Schlächterfrau hatte ihm beige stimmt, das genigte. Er warf den Kopf zurück: „Nein, das sage ich auch, so'n Schwindel, da muß man fest bleiben!“

„Na, und wenn nu wirklich mal einer schwindelt und's Geld nachher verjüht?“ Die Frau, die dem Jungen den Groschen geschenkt, sah die Schlächterfrau herausfordernd an: „Lassen Se'n doch. So'n Kind will auch mal sein Vergnügen haben. Schlimm genug, daß's erst schwindeln muß, um sich's zu verschaffen!“

„Das woll'n Se noch entschuldigen?“ schrie die Schlächterfrau. „Wenn ihre Eltern ihnen was geben können, werden die Jungens schon keine Fagen machen.“ Die alte Frau ließ sich nicht beirren. „Und ich gebe jedem was, und wenn se 's Geld veramsifizieren, schad's auch nichts, denn hab' ich mal 'n arm' Kind 'n Vergnügen verschafft dem freu's mit doppelt.“

„Rauschmeißen muß man se!“ schrie die Schlächterfrau, die ganze faule Wande rauschmeißen. Soll'n se doch zu Haus bleiben, wenn se keen Feld haben. Wat brauchen de Wälder auf de Eisbahn? Weil die auf Eisbahn woll'n, überloofen se uns mit ihr Scheuerrohr. Wächse müssen se kriegen!“

„Ja, Ihre Föhre hat natürlich 'n Abnommung auf de Eisbahn, die handelt nich mit Scheuerrohr —,“ sagte die alte Frau, dann packte sie ihre Sachen ein und ging. —

Volkskunde.

— Die Verehrung der Meteoriten. Wenige Naturgegenstände sind seitens der menschlichen Masse allgemeiner verehrt worden als die Meteoriten. Daß wilde Völker dies thun, scheint begreiflich, wenn man die außerordentlichen Erscheinungen des blendenden Lichts und des heftigen Getöses in Betracht zieht, die gewöhnlich mit dem Fall eines Meteoriten verbunden sind. Wenn man aber findet, daß die Griechen und Römer den Meteoriten eine ähnliche Verehrung zollten und daß eine solche wahrscheinlich einen Teil des islamitischen Gottesdienstes der Gegenwart ausmacht, so muß man annehmen, daß diese Körper einen tieferen Eindruck auf die Menschheit auszuüben im stande sind als andre Dinge. Professor H. A. Newton hat die Fälle der Anbetung von Meteoriten bei den Völkern des Altertums sorgfältig gesammelt, und kurz nach seinem Tode sind seine Studien im „American Journal of Science“ veröffentlicht worden. Zu diesen Fällen giebt Oliver C. Farrington im „Journal of American Folklore“ eine bemerkenswerte Ergänzung. Er erwähnt zunächst einen Stein, dessen Anbetung von älteren Zeiten her bis auf die Gegenwart fortdauert, dies ist der Meteorit der Kaaba von Mekka. Schon griechische Schriftsteller berichten, daß dieser Stein von arabischen Stämmen verehrt wurde, und diese Verehrung eine so eingewurzelte war, daß Mohammed, als er Mekka einnahm und die 360 Götzenbilder zerstörte, den Meteoriten nicht zu zerstören wagte. Er griffte den Stein vielmehr mit seinem Stabe, machte den siebenmaligen Umgang und küßte den Stein. Nach dieser Sanktionierung des Steins seitens ihres Propheten wird seither demselben von allen Mohammedanern die größte Verehrung erwiesen. Wenn auch eine direkte Untersuchung des Steins bisher nicht möglich gewesen ist, so weisen doch die Beschreibungen mit großer Sicherheit darauf hin, daß dieser Stein ein Meteorit ist. Auch die Sage läßt ihn vom Himmel herabfallen. Auch die Venus von Paphos auf Cypern, die als ein roher dreieckiger Stein beschrieben wird, die Statue der Ceres, das früheste Bildnis der Pallas zu Athen, der Stein zu Delphi, den Pausanias beschreibt, die Nadel der Cybele, die als Bildnis der Cybele jahrhundertlang verehrt wurde, sind Meteoriten gewesen. Fälle von Meteorsteinen wurden von vielen römischen Kaisern durch Prägung von Münzen ausgezeichnet, ein Beweis, daß man einem solchen Ereignis eine ominöse Bedeutung beilegte.

Auch aus neuerer Zeit führt Farrington Beispiele aus Indien und Java an, wo Meteoriten gefallen sind, die in dem betreffenden Gebiet verehrt wurden. Bei Krasnojarsk in Sibirien sah Pallas im Jahre 1771 einen Meteoriten von 1500 Pfund Gewicht, den die Tataren als ein heiliges, vom Himmel gefallenes Ding anfasen. Als am 16. November 1492 ein 300 Pfund schweres Meteor bei Ensisheim im Elßas niederging, ließ Kaiser Maximilian dasselbe in sein benachbartes Schloß bringen und berief eine Versammlung, die beriet, welche Nachricht vom Himmel der Fall des Steins wohl gebracht habe. Am 6. März 1853 fiel ein etwa 1 Pfund schwerer Meteorit in Duruma (Ostafrika) nieder, den die Wanikas bald als Gott verehrten. Auch aus der neuen Welt führt Farrington sieben Fälle von Verehrung von Meteoriten an. In vielen Fällen wurden Meteoriten nicht gerade verehrt, aber es knüpften sich allerlei Sagen an dieselben. Ein solcher Meteorit findet sich in Ostböhmen in Böhmen; der Sage nach ist er ein verzagter Berggipfel. — Immer scheint die Verehrung eines Meteoriten oder die Verknüpfung einer Sage mit demselben davon abhängig zu sein, ob man den Fall beobachtet hat oder nicht. Aus Amerika berichtet Farrington von einer Reihe von Fällen, wo das Meteorereignis als Umboß, Gewichte u. bemitt wurden, ohne daß man irgend welche andre Ideen damit verknüpfte; solche Steine waren gefunden worden, ohne daß man ihren kosmischen Ursprung erkannte. —

(„Globus“.)

Aus dem Tierleben.

— Lebensdauer der Schnecken und Muscheln. Dr. Neh schreibt in der „Umschau“: Ueber die Lebensdauer dieser Tiere ist nur sehr wenig bekannt. Die Nachtschnecken, zu denen unsere kleine graue Keller- und die große rote, braune oder schwarze Bergschnecke gehören, scheinen nur 1—1½ Jahre alt zu werden; sie entwickeln sich im ersten Jahre sehr schnell, überwintern, erreichen im zweiten Sommer ihre volle Größe und sterben im Herbst ab. Die heimischen Vitruvina (Glasknecken, wegen ihrer durchscheinenden Gehäuse) werden nur 1 Jahr alt und sterben im 2. Jahre nach der vollendeten Fortpflanzung. Die gewöhnlichen Säugetierschnecken werden 2—3 Jahre alt, die große Weinbergschnecke, die die bekannte katholische Fastenpeise liefert, 6—8. Die Wasserschnecken haben vielleicht eine etwas größere Lebensdauer. Die Schlamm- und die Tellerchnecken sterben meist im 3. Lebensjahre und erreichen nur selten das vierte. Die Fluß-

Schwimmuschnecke wird über 5 Jahre alt, die Sumpfschnecke 8—10. Ein ältesten werden aber die größeren Muscheln, deren Schalen „Jahresringe“ bilden, indem jedes Jahr ein neues Stück angelegt wird. Die dünnhäutigen Teichmuscheln werden durchschnittlich zehn bis elf Jahre alt; auch 18 jährige Tiere sind nicht selten. Von den beiden größten Arten dieser Gattung hat man unter besonders günstigen Verhältnissen Exemplare von 20 bis 30 Jahresringen gefunden. —

Aus dem Pflanzenleben.

Ik. Baumtrachten im Winter. Der Wald im Winterkleide wird gewöhnlich nur als Landschaftsbild geschätzt; teils von denen, die ihn so im Wilde kennen, teils von solchen, die der rauhe Frost nicht abschreckt, das verkleidete Original an Ort und Stelle kennen zu lernen. Man kann dem Walde im Winter auch einige Kenntnisse abgewinnen, indem man sich bemüht, die verschiedenen Baumarten trotz des fehlenden Laubes zu erkennen. Bei der Suche und bei der Birke hat dies die geringsten Schwierigkeiten; die erstere wird durch ihre glatte graue Rinde und die letztere durch ihre rissige weiße Rinde schon aus der Entfernung kenntlich. Ausgezeichnet ist die Birke auch durch die kastanienartig herabhängenden dünnen Zweige, an deren Enden schon jetzt die kleinen Nähnchen hängen, die im Frühjahr ihre Entwicklung finden sollen. In der Glattheit der Rinde kommen die jungen Eichenbäume den Buchen nahe; während letztere aber lange spitze Knospen haben, sind die Knospen der Eiche auffallend dick und schwarz, so daß eine Verwechslung ausgeschlossen ist. Unsere Eichen erkennen wir außer an dem weniger graziösen als belamterweise „knorrigen“ Wuchs auch an den verdorrten Blättern, die unsre Hauptart sehr lange an den Zweigen sitzen läßt, ehe sie abgeworfen werden. Diese Erscheinung ist eine Reminiscenz an die südlischen immergrünen Eichenarten, die das Abwerfen des Laubs in einer bestimmten Jahreszeit nicht durchmachen. Vielleicht hat auch vor alten Zeiten unsre Eiche zu den immergrünen Arten gehört, und noch immer sucht sie krampfhaft ihr schon verdorrten Blätter festzuhalten!

Mundliche Knospen und der regelmäßige eiförmig-legelige Wuchs der Krone verraten unsre Linde, die, wo sie freisteht, in der Regelmäßigkeit der Krone so ziemlich das Gegenstück zur Eiche bildet. Bei andern Bäumen und Sträuchern müssen wir die Knospen in erster Linie betrachten, wenn wir erlernen wollen, mit welcher Pflanze wir es zu thun haben. Sehr auffällig sind in dieser Beziehung die Knospen der an Gräben häufigen Gele, die gegen die Spitze zu wie eine Keule verdickt sind und keine einzelnen Schuppen, sondern nur eine einzige schlauchartige Hülle zeigen. Auch bei den Weiden fehlt die äußere schuppige Form, die schlauchartige Hülle wird aber hier gegen die Spitze dünner. Rote Kestte pflegt die Purpurweide zu haben, während sich die Korbweide durch bottergelbe Zweige auszeichnet. Die meisten andern Arten sind im Winterkleide nicht immer auseinanderzuhalten und auch in beständerten Zustände gehören die Weiden zu den schwierigsten Gruppen des Pflanzenreichs. — Von den Nadelhölzern wirft nur die Lärche im Winter die Nadeln ab, democh bleibt sie sehr leicht kenntlich, nicht zuletzt durch die massenhaft den Boden bedeckenden Nadeln. Bei den Fichten, Kiefern und Wachholdern besteht in der Tracht gegen den Sommer kein Unterschied, nur haben die Nadeln eine dunklere Färbung; eine Erscheinung, die mit dem Winterschlaf der ganzen Pflanze in Beziehung steht. In gemäßigten Wäldern, wo, wie bei Finkenkrug, Kiefern und Buchen durcheinander wachsen, kann man die Ueberlegenheit der letzteren Baumart erkennen. Breit und lang ausladend schieben sich die dünnen Äste nach allen Seiten wagerecht dahin und suchen sich ihren Weg auch durch Kieferngelbüsch hindurch. Wenn im Frühjahr die Buche sich belaubt, herrscht unter dem ganzen Bereich ihrer weitgestreckten Äste der Waldes Schatten, der dem Wanderer so angenehm ist, während er lichtbedürftigen Pflanzen verderblich wird. Zu diesen lichtbedürftigen Pflanzen gehört auch die Kiefer, die wohl mit jedem andern Baume den Kampf siegreich besteht, der Buche aber erliegt. Es ist der Mensch, nicht die Natur, die, auf besseren Boden wenigstens, unsren Wäldern das Kieferngepräge aufgedrückt hat. Ohne die Einmischung des Menschen würde der Buchenwald bei uns die herrschende Rolle spielen, wie ebendem. —

Humoristisches.

— Ein rücksichtsvoller Führer. „Hier, meine Herrschaften, fand der Schwur auf dem Mülli statt!“

„Aber erlauben Sie, die Stelle ist doch zwei Stunden weiter! Sie haben sie mir ja vor zwei Jahren, als ich allein hier war, selbst gezeigt!“

„Stimmt! Aber ich glaubte, es wäre für Ihre Frau Gemahlin zu weit!“ —

— Mißglückter Trost. ... Nun, liebe Frau, bedenken Sie doch, daß Ihr Mann auch wieder gut ist, wenn er recht heftig gegen Sie war!“

„Ja, wisse Se, Herr Parer, de' Kopp runnergemacht und glei' widder d'rufg'setzt, kam mit jedes vertrage!“ —

— Ländliche Anschauung. Nachtwächter: Dees is a' Affeluranzfeuer!... Da werd' ich mit'm Blasen noch a' biss'l warten!“ — (Flieg. Bl.)